

Immer wieder stehen Eltern vor einem Rätsel: Da haben sie selber ein enges und intensives Verhältnis zu Glaube und Kirche, haben sich redlich Mühe gegeben, dass ihre Kinder diesen Glauben übernehmen, und müssen dann aber erleben, dass diese irgendwann sich davon trennen und mit Glaube und Kirche überhaupt nichts mehr zu tun haben wollen. Auch die ca. 1000 Religionsstunden, die ein Abiturient im Laufe seiner Schulzeit bekommen hat, können da nicht viel ausrichten. Das tut weh.

Für dieses Problem gibt es sicher vielfältige Gründe, wie z.B. die enormen Einflüsse von außen, die immer noch viel zu oft unterschätzt werden.

Auf einen besonderen Grund weist das Evangelium des heutigen Sonntags hin. Denn dort begegnet uns ein ganz ähnliches Phänomen. Als Jesus seinen Jüngern zum ersten Mal erschienen ist, da hat einer der Apostel gefehlt: Thomas. Die anderen erzählen ihm nun von dieser Erscheinung, sie verkünden ihm, dass Jesus auferstanden ist und lebt. Doch Thomas nimmt es ihnen nicht ab. Er glaubt es ihnen einfach nicht und verlangt deshalb handfeste Beweise.

Für diese Verweigerung des Thomas könnte man jetzt viele mögliche Gründe finden. Vielleicht sitzt der Schock vom Karfreitag bei ihm noch viel zu tief; vielleicht ist es auch sein besonders kritisches Denken; vielleicht ist es einfach nur Sturheit oder Trotz. Doch das sind alles nur Mutmaßungen.

Das Evangelium selber weist jetzt aber auf einen Grund hin, der den Zweifel des Thomas in einem anderen Licht erscheinen lässt. Da heißt es, dass sich die Jünger eine Woche nach der Erscheinung des Herrn wieder versammelt hatten; diesmal war Thomas dabei. Und jetzt erwähnt der Text ein scheinbar völlig nebensächliches Detail: „Die Türen waren verschlossen.“ (V 26)

Hier stimmt etwas nicht. Wenn die Jünger dem Auferstandenen doch bereits begegnet sind, warum sind sie dann immer noch so voll Furcht, dass sie sich einschließen müssen? Das Verhalten der Jünger widerspricht hier dem, was sie dem Thomas erzählt haben. Und genau dieser Widerspruch macht es dem Thomas unmöglich, den anderen Jüngern zu glauben.

Hier ist etwas passiert, was sich lohnt, genau angeschaut zu werden. Wir Menschen haben ein jahrtausendealtes, biologisches Erbe. Und das bedeutet unter anderem, dass z.B. die nonverbale Kommunikation, wie wir sie heute noch in vielen Tierherden beobachten und studieren können, auch in uns noch vorhanden und wirksam ist. Die Kommunikation durch Sprache, die kam erst sehr viel später. Dies hat nun ganz einfach zur Folge: Wenn uns jemand etwas erzählt, dieses Erzählte aber nicht mit seinem Verhalten übereinstimmt, dann wird sofort das Erzählte vom Tisch gewischt, als sei es niemals gesprochen worden, denn das Nonverbale, das Handeln als das Ursprünglichere hat absoluten Vorrang.

Genau das passiert bei Thomas. Was ihm da die anderen Jünger erzählen, das widerspricht ihrem Verhalten; deshalb kann er es ihnen gar nicht abnehmen.

Wenn wir jetzt noch einmal auf unser Ausgangsproblem schauen, da kommen da Dinge ins Blickfeld, die wir normalerweise gar nicht beachten:

- Ist es denn tatsächlich nicht so, dass uns die schulische und berufliche Entwicklung unserer Kinder so wichtig ist, dass dabei der Glaube stillschweigend zur Nebensache wird? Natürlich formulieren wir das so explizit nie. Aber in vielen kleinen, konkreten Entscheidungen signalisieren wir genau diese Wertigkeit. Und dieses Signal sitzt.
- Diskutieren Sie z.B. mit ihren Kindern am Morgen, ob sie in die Schule gehen sollen? Aber über den Gottesdienstbesuch wird sehr wohl diskutiert, oder auch schon nicht mehr?
- Sicher zweifelt niemand von uns an der fundamentalen Bedeutung der Zehn Gebote. Doch wer hindert seine Kinder daran, am Sonntag für die Schule zu lernen? Ja selbst die Kirche setzt hier ein zwiespältiges Zeichen, wenn sie z.B. mit gigantischem Werbeaufwand die 72-Stunden-Aktion mit Jugendlichen durchzieht, bei der so ganz nebenbei das Sabbatgebot ausgehebelt wird.
- Selbstverständlich sind wir davon überzeugt, dass in der Eucharistie Christus selber gegenwärtig, anwesend ist. Doch macht es in unserem konkreten Verhalten in der Kirche tatsächlich einen Unterschied, ob vorne im Tabernakel Christus gegenwärtig ist, oder ob da einfach gar nichts ist? Begegnen wir ihm mit der Ehrfurcht – nicht zu verwechseln mit Angst –, die erkennen lässt, welche Bedeutung Christus für uns tatsächlich hat?
- Und auch die Kirche muss sich da unangenehmen Fragen stellen, vor denen sie bis jetzt konsequent ausweicht: Wenn das II. Vatikanische Konzil die Eucharistie als Gipfel und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens bezeichnet, wie kann dieser Gipfel denn mit 9 Jahren bereits erreicht und gefeiert werden, und das jahrgangsmäßig?

Das sind nur einige wenige Beispiele. Und das Fatale daran ist: Wir selber merken es oft gar nicht, wie wir ungewollt Wertigkeiten vermitteln, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Deshalb kann die Lösung des Problems auch gar nicht darin liegen, dass wir uns etwas mehr Mühe geben, dass wir etwas akribischer darauf achten, wo wir falsche Signale setzen.

Deshalb lohnt sich hier noch einmal der Blick auf diesen Thomas im Evangelium. Als der nämlich die Gelegenheit bekommt, sich durch handfeste Beweise von der Gegenwart des Auferstandenen zu überzeugen, da verzichtet er plötzlich auf diese Sicherheit, und formuliert etwas, das einzigartig ist im ganzen Johannevangelium: „Mein Herr und mein Gott.“ (V 28)

Und genau hier liegt der Schlüssel zur Lösung. Wenn Christus für uns selber wirklich Herr und Gott ist, wenn das nicht nur ein frommes Lippenbekenntnis ist, sondern er tatsächlich unsere ganze Existenz bestimmt, wenn er so in uns wirksam ist, dass er automatisch jede unserer Lebensäußerung prägt, dann können Handeln und Reden gar nicht mehr auseinanderfallen, dann sind wir authentisch, dann ist unsere Zeugnis echt.